

1848 — 1908.

Vor sechzig Jahren ward im März
Gerichtstag abgehalten,
Und frühlingahnend schlug das Herz
Den Jungen und den Alten.
Der Junker und der Junkerknecht,
Sie waren vorgeladen;
Als Richter sprach die Freiheit Recht
Auf hohen Barrikaden.

Vergebens rief Tyrannenwut
Die blutgewohnten Schergen.
Am Abend zog sie doch den Hut
Vor Leichen und vor Särgen.
Ohn' Sang und Klang war abmarschiert
Das Heer in aller Stille,
Und blutend hatte triumphiert
Des freien Volkes Wille.

Gebrochen war der alte Bann
Im dreimal heil'gen Streite.
Der Bürger und der Blusenmann,
Sie kämpften Seit' an Seite.
Der Junker ward vor Schrecken blaß —
So hagelten die Hiebe.
Sie hatten einen großen Haß
Und eine große Liebe.

So war es 48, Sohn;
So war's vor 60 Jahren.
Und heute? Seht — o Spott und Hohn! —
Der Enkel tapf're Scharen!
Mit Pfaff' und Junker, Hand in Hand,
Ins selbe Horn sie tuten,
Mit Gott für König und Vaterland
Das Volk, das Volk zu knuten!

Drum Volk der Arbeit, aufgewacht!
Da alle dich verraten,
Erweise deine ganze Macht
In Worten und in Taten!
Zeig' diesem sklavischen Geschlecht,
Daß freie sich nicht ducken,
Und hole dir dein heilig Recht
Trotz aller Mamelucken!

Wo Not ein Volk zusammenschweißt,
Braucht's keine Barrikaden,
Und lächelnd triumphiert der Geist —
Auch er von Gottes Gnaden.
Das Stäubchen, das vom Firne fällt,
Ballt rasch sich zur Lawine —
Kein Schutzmann stützt die alte Welt
Mit Säbel und Maschine.

Sacrilegus.

(Nachdruck verboten.)

5)

Proletarier.

(Bilder aus dem Leben der Dehnen.)

Von Christen Bundgaard.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Anders.

An dem Morgen, an dem es geschah, war Schmiedeseus wie gewöhnlich eine Stunde bevor es Tag wurde, aufgestanden. Als er die Beine auf dem Fußboden aufsetzte, gab es einen Knack in den Brettern unter ihm, und er reckte den Körper, um die Rückenwirbel in Ordnung zu bringen, denn die Wirbel waren ihm wie durcheinandergeschüttelt und Glieder und Rückensehnen waren steif und verrenkt vom immerwährenden Ducken und Ruckern.

Die Kinder waren von der Wärme und dem Kaffeegeruch halb aufgewacht und lagen und stopften sich in die Federn und guckten aus den Kissen hervor mit Augen, die sich gegen das Lampenlicht hin klein zusammenzogen. Das war wunderschön, die Lampe und die Wärme, besonders wenn sie den Wind draußen vor den schwarzen Fenstern so recht hören konnten. Und halb im Schlaf sahen sie den Vater stehen und die Sachen vom Kachelofen holen und sich mit einer Hand am Bett haltend, während er die Hosen anzog, die so steif waren, daß sie fast von selbst auf dem Fußboden stehen konnten. Dann

nahm er die Strohwische von der Kachelofenplatte und stopfte sie in die Holzschuhe.

Und die Mutter ging und stellte Brot und Margarine und gekochten Speck auf den Tisch. Und nun kam sie wieder herein mit Tassen und begann aus dem Kessel Kaffee einzuschöpfen.

Als der Vater sich an den Tisch setzte, bedeckte er den Kindern die Lampe, und sein Schatten bedeckte die halbe Wand und beugte sich oben in der Ecke und ging schräg an der Decke entlang. Jedesmal, wenn er einen Schluck Kaffee nahm, erhob ein gewaltiger Arm einen ganzen dampfenden Kochtopf an der Tür empor, und wenn er den Kopf drehte, sahen sie dort an der Decke seine Nase und seinen Bart und sein Haar. Streckte er den Arm nach der Butter aus, so fuhr der Schatten plötzlich in die Ecke und sah aus, daß er fast gar nicht wiederzuerkennen war, wie ein allzu großer Troll, der hinter dem Sitz zusammenkriechen wollte. Bis er sich dann wieder an der Decke ausbreitete und die ganze Stube verdunkelte. Ganz unheimlich konnte das werden, aber trotzdem war es so nett mit dem Lampenlicht über der Tischdecke und der Uhr und dem alten Bilde an der Wand.

Und dort am Kachelofen ging Mutter herum, und sie und Vater plauderten ein wenig über dies und jenes, das die Kinder nicht immer verstehen konnten, dem sie aber lauschten. Bis für ihr Bewußtsein alles miteinander mehr und mehr in Nebel zerfloß. Erst der Schatten des Vaters, dann das

Rasseln der Mutter mit den Ofenringen, dann der Lampenschimmer, der gegen den schwachen Lichtschein an den Fensterscheiben zu verblasen begann. Und die letzte Ahnung, mit der sie einschliefen, war, daß der Wind sich draußen mit der Rufe im Torrschuppen herumschlug, und daß sie sich mit Recht einem sanften und süßen Schlummer hingeben konnten, da es noch nicht Tag war, so lange die Lampe brannte.

Es war gleich Mittag. Es waren wohl die letzten Rippfarren, die heraus sollten, ehe man zum Vesper zusammengerufen wurde.

Der Aufseher hatte den Stock unter dem Arm und stand und sah auf seine Uhr.

Oben auf dem Abhang stand der Martin vom Schmiedezens mit einer Flasche warmen Kaffee in einem Tuch für den Vater.

Da kam der Schrei.

Nur einer — und die, die ihm am nächsten standen, sahen den Schmiedezens unter den Rädern.

Er rollte dort drinnen herum, und zwei Wagen gingen über ihn hinweg. Sie schrien noch lauter, sie, die es sahen, denn nun war es geschehen. Nun war das Unglück mitten unter sie getreten.

Und durch ihre harten Köpfe ging wie Sieb auf Sieb der Begriff von der Not und Wehrlosigkeit des Arbeitslebens.

Und als das elende, arme Volk, das sie waren, standen sie da, zusammengefröhen und sahen, wie der Himmel über ihren Köpfen gesprengt würde und als ein leeres Papier um ihr nacktes Dasein flatterte.

Und da, da liegt er, zuschanden gefahren, und eben plauderte er mit ihnen. Ja, gewiß, plauderten Anders und Peter mit ihm. „Ja, Du mußt es doch wissen, Anders!“

„Ja, ja, er sagte ja, daß —“

„Und hier stand er, hier stand er. Hier liegt seine Schaufel, sieh — und so stand er, so!“

Sie starren ihn an, als hinge alles von seinen sinnlosen Gebärden ab.

Ja, wie, wie . . . Und plötzlich versagen ihre Gehirne, weil die Luft darin zu dünn wird, daß kein Gedanke mehr darin entstehen kann. Es ertönt nur unruhig dort drinnen: Wie, wie, wie, zum Teufel!

Sie stehen dicht um ihn und wollen ihn aufheben.

Die Räder sind ihm zwischen den Schenkeln durchgegangen und haben seinen Unterleib zerschmettert, daß ihm die Därme unten heraushängen. Und nach vorn und nach hinten tropft das Blut heraus durch die lehmigen Wollplüschhosen und fließt und träufelt auf die Erde. Und seine Augen sehen die Menschen an.

Wie wenn er arbeitet, wie wenn er ißt, wie wenn er des Morgens kommt. Sieht und sieht.

Als ob er das Ganze verstünde und verstünde, wie hart es für sie ist.

Es gleitet eine Haut über die Ringe des Auges, geht aber wieder hinauf, und erstarrt. Da muß ihn Sören Thommesen so anblicken, daß er die Augen nicht wieder abwenden kann. Er blickt und blickt in diese zwei Augen, die mit einem säurelichen Glanz zu leuchten beginnen, in einem schrecklichen wilden Versehen. Er beugt sich ganz nach vorn, mit Augenhöhlen, die beinahe springen, die röter und röter werden wie Blut, bis er die Besinnung verliert und schwankend umfällt.

Aber der Verstümmelte liegt noch und eine Haut zieht sich über seine Augen — sie sind wie schmale weiße Spalten.

Dann zuckt er, als ob er sich umwenden wolle — und dann ist er fertig.

Da denken sie an den Jungen, und sie sehen sich um. Da steht er. Ja, da steht er. Mit der Kaffeeflasche für den Vater. Mit der Mütze auf, mit den Holzschuhen — in einer Jacke, die ihm der Wind um den Körper weht. Und mit Kaffee für den Vater. Ein winzig kleiner Knirps, ein ganz dünner, kleiner Bursche, — dessen Sinn und Verstand in diesem Augenblick totgeschlagen worden ist, dessen Herz mit einem Griff eingedrückt worden ist, — von einem Schrecken, der unaufhörlich das Gehirn durchkreischt und durchkreischt.

3.

Die Witwe der Schmiedezens wohnte in dem Gebäude hinter dem Häuschen Niels Kroghs. Früher — aber das war lange vor dem Tode Zens Schmieds gewesen — hatten

sie im Süden des Ortes auf dem Fleckchen gehaust, das jetzt Andreas Kirkelung besaß.

Da hatte es ihnen gehört. Aber das war, ehe die Kossäten Vereine gründeten, Fuhrwerk hielten und Besitzende wurden und was so alles der Aufschwung des Betriebes und der allgemeine Fortschritt der Zeit mit sich brachte. Damals bestand der Bodenbesitz der Häusler aus kahlen Hügeln mit sauren Löchern, in denen dünne Röhrichbüschel standen und einander guten Tag sagten. Und kein Häusler konnte finden, daß etwas dabei herauskam, einen ganzen Tagelohn dranzugeben, um nach Hause zu gehen und nach einer lebensmüden Ruh oder einem stöhnenden Ferkel zu sehen, das weder fressen noch abführen konnte, verstopft von Haferspreu und verdorbenen Kartoffeln. Und wie vertraut und liebevoll man auch trotzdem an dem armseligen Erdstück hing, so hatte Zens Schmied doch verkaufen müssen.

Doch lag in der Familie der starke Bodentrieb, der in jedem bäuerlichen Geschlecht liegt. Der Trieb, der, auch wenn er sich nicht in dem Anspruch auf eigenem Boden ausdrückt, vielleicht um so fühlbarer lebt in einem ewigen naturgeborenen Seufzer, eins mit der fruchtbaren Dammerde, mit den Stimmen der Tiere, mit dem sehnüchtigen Säusen des Windes über den Feldern.

Zens hatte zwei Kinder hinterlassen, und sie dienten beide im Ort. Anne, die Aelteste, bei Niels Kroghs, und Martin in einem Ausmärkerhofe.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei interessante Dokumente aus den Märztagen 1848.

Wir sind in der Lage, unseren Lesern nachstehend zwei Flugschriften zu unterbreiten, die in der ersten Hälfte des März vor 60 Jahren verbreitet worden sind. Allem Anschein nach sind sie von dem bekannten Freiheitskämpfer Karl Heinzen verfaßt, der sich an der Erhebung Heders in Baden beteiligte und nach seiner Flucht über den Ocean in Louisville und später in Boston den „Pionier“ herausgab. Das erste Blatt lautet wie folgt:

Männer!

Frankreich ist eine Republik!

Auch für uns hat die Stunde geschlagen.

Unsere Brüder in Frankreich haben ihr Joch abgeschüttelt und der lange verachteten Freiheit einen herrlichen Altar errichtet. Dieses selbe Frankreich, das schon zweimal die Tyrannen überwunden, schon zweimal die Fürsten Europas erschreckt und ihre Völker aus dem Schlummer zu einem neuen Leben erweckt hat, dieses selbe Frankreich hat es zum dritten Male getan.

Doch endlich wird die Wahrheit triumphieren, und weder für einen herrischen Soldatenkaiser, noch für einen heuchlerischen König der Geldsäcke sollen die Blumenmänner gebliutet haben. Nein! Ihr Blut ist die Morgenröthe der Befreiungstunde für alle Völker.

Die Männer von 1789 sind aus den Gräbern gestiegen. Möchten sie erfahren, daß ein halbes Jahrhundert nicht vergeblich verfloß, seit die Barbarei verbündeter Tyrannen in jener französischen Nation die Freiheit der Welt zu vernichten glaubte! Möchten sie erfahren, daß es heute keine Völker mehr gibt, die wie einst wir Deutsche es schmachvoll getan, ihren Unterdrückten ins Feld gegen die Freiheit folgen. Mögen sie uns alle bereit finden, das Schwert zu fassen und es unseren Brüdern in Paris gleich zu tun.

Unsere Fürsten haben ihre Versprechungen und Eide gebrochen, demnach bleibt uns nur eine Rettung vor den übermütigen Gewalthabern und das ist die entschlossene Tat!

Sobald nur die Völker einmal Ernst gemacht, sobald die Unterdrückten die Faust geballt, da floß dieses feige Herrschergefinde aus seinen Residenzen wie von einem Gespenst vertrieben. Das hat uns unser mutiges Nachbarvolk zum drittenmal bewiesen. Ihrem Beispiel der Tat wollen auch wir folgen!

Unter der Fahne der Freiheit wollen wir uns zusammenscharen und unseren Bedrückten die letzte warnende und drohende Forderung entgegenhalten:

Gebt uns die Freiheit, oder wir werden sie nehmen!

Das Volk ist allmächtig, wenn es will und wenn es einig ist. Es wird siegen trotz dem Trug scheinheiliger Pfaffen, trotz dem Widerstreben proflittväterlicher Geldherren.

Die Schweiz ist frei von der finsternen Jesuitenherrschaft. Sie hat den frechen Zumutungen herrschüchtiger Großmächte getrotzt. Italien kämpft noch mit Glück gegen seine Bedränger.

Frankreich hat in wenigen Tagen die Ketten gebrochen, trotz der 100 000 Mann Soldaten und 400 Kanonen. Die Saite war zu

Kraff gespannt, sie ist gerissen. Der Tyrann, der alles ausbeuten und ausaugen wollte, hat alles verloren.

In freudiger Hoffnung erheben auch wir uns und wollen zu den drei freien Ländern auch ein freies Deutschland sehen. Laßt uns den günstigen Augenblick benutzen! Ueberall gärt es und die Rechnung der 36 Landsrechte, die auf den deutschen Thronen sitzen und in Frankfurt die Schmach des deutschen Volkes heraten, hat nie schlechter gestanden als jetzt. Laßt uns auch den unglücklichen Polen ein Zeichen zur letzten glücklichen Erhebung geben. Seht Ihr nicht die Wunden, die die Tyrannen geschlagen! Hört Ihr nicht das Todesröcheln der unterdrückten Nation, die Seufzer seiner Märtyrer in den Staatsgefängnissen der drei großen Raubmächte? Sie werden die Fesseln sprengen und zu den Fahnen des Volkes eilen.

Auf, laßt uns die hungernden Brüder in dem unglücklichen Schlesien aufrufen! Laßt uns die Tränen der Armen trocken und die gedrückte Menschheit aufrichten! Das Brot und die Freiheit, die die Fürsten uns und unseren Brüdern vorenthalten, wollen wir im Kampfe erringen!

Zeigen wir uns als Männer. Die Soldaten, die Diener der Gewalt, werden sich als Brüder zeigen; sie werden die Waffen umkehren und ihre Hand dem Volke reichen! Wir fordern die Volksrechte. Verweigert man sie uns, dann greifen wir zu den Waffen, sie zu erobern!

Das zweite Dokument ist betitelt: „Ein deutsches Rechenexempel“, von dem wir im Auszug das Wesentlichste wiedergeben wollen:

Wir haben uns die ärgerliche Mühe genommen, nach einem genealogischen Kalender die Zahl der fürstlichen Müßiggänger beiderlei Geschlechts aufzuzeichnen, die das deutsche Volk füttert und anbetet, um sich von ihnen mit hohen, höchsten und allerhöchsten Fußtritten begnadigen zu lassen. Das Fazit unserer Rechnung, welche die männlichen und weiblichen Glieder bloß der „regierenden Häuser“ umfaßt, ist: 208 männliche und 241 weibliche Fürstenproffen. Also 449 Müßiggänger, deren Zahl täglich wächst, unterhält unser Volk zu seinem Nationalvergnügen. Dazu kommen noch 1300 mediatisierte (abhängige Zweiglinien) und gräfliche Häuser. Zu dieser nationalen Fürstenernährung ist jährlich eine Summe von 70 Millionen Talern nötig. Von dieser Summe könnten 350 000 Arbeiterfamilien auskömmlich leben. Nun kommt aber noch das für einen freien Staat rein überflüssige Rüstzeug von Polizei, Beamten und Militär hinzu. Allein Preußen könnte jährlich 40 Millionen Taler sparen und zur Erhaltung der notleidenden Weber verwenden, wenn es sich von seinen fürstlichen Müßiggängern und Quälern befreite. Die Verwaltung des freien Amerika erfordert nicht den 20. Teil als was Preußen kostet. Der Präsident erhält kaum so viel Gehalt wie der preussische König für eine Vergnügungsdreise oder für eine Parade ausgibt, und dabei gibt es dort keine Grundsteuer, keine Akzise, keinen Zoll auf Lebensmittel. Die Staatsgelder werden durch vernünftige Vermögen- und Einkommensteuer aufgebracht, so daß der Bekende alles, der Arme nichts bezahlt. Bei uns dagegen hat jeder „Untertan“ durchschnittlich zwei Taler für fürstliche Mahlzeiten und Raitressen zu zahlen.

Und woher kommen diese Müßiggänger? Wißt Ihr, wo die Wegelagerer des Mittelalters herkommen? Sie hatten denselben Ursprung und das gleiche Recht wie Eure Fürsten. Sie sind nur untergegangen, weil sie den Mächtigeren im Wege waren, und sich ihre Existenz nicht „geistlich“ in einem Volkssperch sicherten. Die kleinen Diebe sind gehängt worden und die Großen sind übrig geblieben. Sie werden von Euch angebetet und gefüttert, damit sie Euch auf gefeglichem Wege mißhandeln und plündern. Das ist der Unterschied. Und womit betreiben sich die hohen Herren die Zeit? Sie stehen nach einer durch „lebten“ Nacht auf, zu einer Stunde, wo ihr Arbeiter schon wieder ermattet seid. Sie lassen sich dann von Kammerdiener oder Kammerfrau die Kleider stückweis an die faulen Glieder ziehen. Sie frühstücken, empfangen, lassen sich Wäldlinge machen, fahren spazieren, mahlgzeiten, lassen sich vorlesen, schlafen, unterschreiben das Urteil eines in der Rot und Verzweiflung zum Verbrechen getriebenen Armen, geben Befehle zur Mißhandlung des Volkes, fahren ins Theater, zum Ball oder verschleudern einige Tausender für ein komödiantisches Abendessen, werfen ihr Schnupftuch einer Favoritin hin und gehen zur Ruhe. Das ist die schwere Arbeit ihres Alltagslebens. Zur Abwechslung Parade, Jagd, man heuchelt eine Viertelstunde in der Kirche, läßt einen Palast bauen oder geht auf Reisen nach Italien, oder nach Rußland — zu dem Muster aller Volkquäler und Raubritter. Das ist der Volksleiden für den jährlich 70 Millionen zu entrichten sind, zu dessen Erhaltung Millionen hungern, Millionen in der Dummheit erzogen werden, Millionen im Kerker oder in der Fremde verzweifeln. Das, deutsches Volk, ist Dein überflüssiges Glück, Deine Ehre, Dein Stolz.

Ihr armen Weber, die Ihr mit einigen Großen Wochenlohn die Gerippe Eurer Angehörigen aufrecht erhaltet, die Ihr als Lederbüßen das Fleisch kriepertiger Pferde und Hunde verzehrt, die Ihr hohläugig, stumpf, schlaff, verzweifelt durch die trüben Scheiben Eurer Hütte in die Welt stiert. Ihr armen Auswanderer, die Ihr Euch nach jahrelanger Qual von der geliebten Scholle losreißt, um jenseits des Meeres in unbekannter Ferne einen letzten Versuch zur Erringung einer menschlichen Stellung zu machen, ehe man Euch für immer in die Erde scharret.

Ihr armen Soldaten, die Ihr zur Ehre allerhöchster Unmenschen ein Nordgewehr tragen müßt, um vor einem wahnstinnigen Kom-

mando und henterischen Kriegsartikeln zu zittern, die Ihr Euch herzu-Klopfend vor die Gitter gefangener Freiheitsfreunde hinpflanzen müßt.

Ihr armen Verbrecher und Bagabunden, die man durch unverschuldete Not, Noheit und Verzweiflung in die Klauen der Polizeihölle gehet.

Ihr armen „Sünderinnen“, die das Elend auf das Lager reicher Wollüstlinge jagte, ehe noch die Knospe Eurer Jungfräulichkeit recht zur Entfaltung gelangte, die Ihr nie in Leben Eurer Entwirkung vergessen könnt. Und alle Ihr Unglücklichen, Leidenden, Verfolgten, Bequälten, Verzweifelten. Wißt Ihr, für wen und durch wen Ihr leidet? Wenn nicht, so lesed die obigen Zahlen, studiert mein Rechenexempel. Dann wißt Ihr es! Nicht die „Not der Zeit“ und die „unabwendbaren“ Umstände sind es, die Euch Lebende aus der Liste der Glücklichen gestrichen, sondern jene persönlichen 1453 Fürsten mit ihrem Anhang, haben Euch um Euer Leben betrogen. Wollt Ihr nun in alleruntertänigster Weise und größter Bescheidenheit die Herren erfinden, ihre Reichthümer mit Euch zu teilen und als edle Menschen weiter zu leben. Was hättet Ihr zu erwarten, wenn Ihr auf einen so dummen, echt deutschen Einfall gerädet wüdet? Man würde Euch als Hochverräter, Frebler, Empörer gegen die heiligen Rechte der von Gott eingelezten Blutauger aufgreifen lassen, und Kamematten und Blutgerüste würden Euch belehren, daß Fürsten und Fürstendiener — unheilbare Menschenfeinde sind.

Dieses „Rechenexempel“ las am 1. März 1848 der jüngere Schlüssel den andringenden Menschenmassen vor, die vor das badische Ständehaus gezogen waren, um für die Volksrechte zu demonstrieren. Bekanntlich wurden die Massen von ihren Führern, den Abgeordneten Heder und Jgstein, empfangen, und sie übten einen solchen Eindruck auf die Regierung aus, daß am anderen Tage alle Forderungen bewilligt wurden.

(Nachdruck verboten.)

Der Eisenbahnparasit.

Von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen von Albert Cronau.

Freund Perez sagte zu all' seinen Bekannten im Café: In dieser Zeitung lese ich soeben die Notiz vom Tode eines Freundes. Ich sah ihn nur einmal, und trotzdem habe ich viel an ihn gedacht. Si, das war eine Bekanntschaft!

Ich lernte ihn eines Nachts im Schnellzug auf der Reise von Valencia nach Madrid kennen. Ich fuhr im Coupé erster Klasse; in Albacete stieg der einzige Mitfahrende aus, und als ich mich nun allein sah, erschauerte ich wolkütig beim Betrachten der grauen Rissen, da ich die vergangene Nacht schlecht geschlafen hatte. Alle waren also für mich! Dieser Schlaf würde sich auf mich bis Alcazar San Juan herabsenken!

Ich machte den grünen Lampenschirm herunter, und nun lag das Coupé im angenehmen Halbdunkel da! In meinen Mantel gehüllt, legte ich mich auf den Rücken hin und streckte in dem angenehmen sicheren Gefühl, keinen zu belästigen, die Beine aus, so weit ich konnte.

Der Zug lief durch die trockenen, öden Ebenen von La Mancha. Die Stationen lagen in weiter Entfernung voneinander. Die Lokomotive trieb ihre Schnelligkeit aufs äußerste, und mein Wagen ächzte und zitterte wie eine alte Postkutsche.

Durch die entsehlliche Schüttelrei schwankte ich auf den Schultern hin und her; die Franzen der Rissen drehten sich im Kreise herum, die Gepäckstücke auf den Rehen sprangen in die Höhe, die Scheiben in den Fensterrillen zitterten, und ein schreckliches Knarren von altem Eisen drang von unten herauf. Die Räder und Bremsen misrchten, aber sowie ich die Augen schloß, fand ich in ihrem Geräusch neue Modulationen und glaubte alsobald, von Wogen gewiegt zu werden, bildete mir auch ein, wieder Kind geworden zu sein, und daß eine Amme mich mit heiserer Stimme einwiegte.

Während ich solchen Unfinn dachte, schlief ich ein, wobei ich immer dasselbe Geräusch hörte, ohne daß der Zug stillgestanden hätte.

Ein Gefühl der Kühle weckte mich auf, es war mir, als ob mich ein Strahl kalten Wassers ins Gesicht getroffen hätte. Als ich die Augen öffnete, sah ich das Coupé leer, die gegenüberliegende Tür war geschlossen, aber ich empfand von neuem den kalten Nordwind, der durch den Orian, den der Zug durch seine rasche Fahrt verursachte, noch verstärkt wurde, und als ich mich aufgerichtet hatte, sah ich, daß die andere Tür, die unmittelbar bei mir war, ganz offen war, und daß ein Mann zusammengesauert auf dem Rande des Wagens saß, mit den Füßen draußen auf dem Trittbrett, mit dem Kopf mir zugewandt, und mit Augen, die in seinem dunklen Gesicht ordentlich funkelten.

Die Ueberraschung ließ mich nicht zum Denken kommen. Meine Gedanken waren noch durch den Schlaf verwirrt. Im ersten Augenblick empfand ich eine Art abergläubischen Schreckens. Dieser Mann, der während der Fahrt des Zuges so plötzlich erschien, hatte etwas von den Geistererscheinungen aus den Märchen meiner Kindheit. Aber gleich darauf dachte ich an die Ueberfälle auf den Eisenbahnen,

Die Verabungen der Züge, die Morde im Waggon, an alle derartigen Verbrechen, wovon ich gelesen hatte, und ich dachte auch daran, daß ich allein war, ohne eine armselige Glocke, um die Rechte, die auf der anderen Seite der Holzwände schliefen, zu be- nachrichtigen.

Dieser Mensch da war sicherlich ein Räuber! Der Instinkt der Selbsterhaltung oder vielmehr der Furcht machte mich gewissermaßen wild. Ich stürzte mich auf den Unbekannten und stieß ihn mit Ellbogen und Knien fort; er verlor das Gleichgewicht; er klammerte sich verzweifelt am Rande der Tür fest, und ich fuhr fort, ihn wegzustößen, strengte mich an, seinen gekrümmten Händen diesen Stützpunkt zu entreißen, um ihn dann aufs Gleise zu werfen. Alle Vorteile waren auf meiner Seite.

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr,“ stöhnte er mit erstarrter Stimme, „lassen Sie mich doch, ich bin ein ehrlicher Mann!“

Er sagte das so demütig und ängstlich, daß ich mich meiner Rohheit schämte und ihn losließ.

Er setzte sich nun wieder keuchend und zitternd in der Türöffnung nieder, während ich unter der Lampe stehen blieb, deren Schirm ich aufgezogen hatte.

Nun konnte ich ihn sehen. Es war ein kleiner, magerer Bauer, ein armer Teufel in geflicktem, schmutzigem Schafspelz, mit hellfarbigen Hosen.

Seine schwarze Mütze floß fast in eins zusammen mit der kupferartig glänzenden Färbung seines Gesichts, worin die sanft blidenden Augen und das starke, gelbliche Gebiß eines Wiederläuers, das er sehen ließ, wenn er die Lippen zu einem stumpfsinnigen Lächeln des Dankes verzog, besonders hervortraten.

Er sah mich wie ein Hund an, den man das Leben gerettet hat, und dabei suchten seine dunklen Hände immer wieder im Gürtel und in den Taschen nach etwas. Das ließ mich fast meine Großmut bereuen, und während der Knecht suchte, steckte ich die Hand in den Gürtel und erfaßte meinen Revolver. Er sollte nicht glauben, mich unvorbereitet ausplündern zu können.

Er zog an seinem Gürtel und nahm etwas heraus, und ich machte ihm das nach, wobei ich den Revolver halb aus dem Futteral zog; aber, was er in der Hand hatte, war ein schmutziges, durchlöcheres Stück Karton, das er mir befriedigt hinhielt.

„Auch ich habe ein Willkür, gnädiger Herr!“

Ich sah es mir an und mußte wirklich lachen. „Das ist ja aber alt,“ sagte ich, „das war vor Jahren einmal gültig! Und damit glaubst Du berechtigt zu sein, den Zug zu stören und die Reisenden zu erschrecken?“

Als er seinen groben Betrug entbeckt sah, machte er ein ktrauriges Gesicht, als ob er fürchtete, daß ich ihn nun wieder aufs Gleise werfen wollte. Ich fühlte Mitleid mit ihm und wollte mich gutmütig und heiter bezeigen, um die Nachwirkung der Ueber- waschung, die noch bei mir anhielt, zu verbergen.

„Nun gut, komm' herauf! Setze Dich hier drinnen hin und schließ die Tür!“

„Nein, gnädiger Herr,“ sagte er fest, „ich habe nicht das Recht hineinzugehen wie ein vornehmer Herr. Vielen Dank, hier bleibe ich, denn ich habe kein Geld.“

Dabei blieb er mit der Standhaftigkeit eines Starrkopfes auf seinem Posten sitzen.

Ich sah dicht bei ihm, meine Arnie berührten seine Schultern. Ein wirklicher Orkan wehte ins Coupé hinein. Der Zug lief mit ganzer Geschwindigkeit; über die öde Erdböschung glitt der röllische, schräge Schein aus der offenen Tür dahin, und dadrinne der zusammengekauerte Schatten des Unbekannten und mein eigener. Die Telegraphenstangen zogen auf dem schwarzen Grunde der Nacht wie gelbe Pinselftriche vorüber, und auf den Hügeln funkelten wie große Leuchtfläser einen Augenblick die glühenden Kohlen, die die Lokomotive von sich schleuderte.

Der arme Mann war unruhig, als ob es ihn wunderte, daß ich ihn auf seinem Sitze bleiben ließ. Ich gab ihm eine Zigarre, und nach und nach fing er an zu sprechen.

(Schluß folgt.)

Ein Humorist des Meeres.

Es gibt außer den Delfinen wohl kaum ein lustigeres Volk unter den Tieren des Meeres, als die Seelöwen. Weder Wind noch Sturm, Sonnenhitze oder brausende See kann ihre fröhlichen Spiele hindern. Je toller das Wogengebraus, desto höher die Lust, desto mehr werden ihre Bewegungen durch das schäumende Element unterstützt. Wie Pfeile durchschneiden sie das Wasser mit weit vorgestrecktem Kopfe, hart anliegenden Vorderflößen, nur mit den Hinterfüßen rudern, schießen sie mit schwach schlängelnden Bewegungen des Leibes durch die Fluten. Langsam emsteigen sie, nachdem sie ihre tolle Lust am Spiel gesättigt, dem Wasser, und bewegen sich schwerfällig den Lagerplätzen zu, wo sie sich niederlegen und der Sonne und dem Wind es überlassen, ihre Felle zu trocknen.

Nachdem das Frieren und Klettern über und zwischen einander zum großen Teil sein Ende erreicht — ganz hört es nie auf —, sucht jeder sich die Lage zu verschaffen, die seinem augenblicklichen Wunsche angemessen ist und den räumlichen Verhältnissen entspricht. Die alten Männchen halten auf hervorragenden Punkten Wache, und in ihrem Schutze genießt die Horde der Ruhe. Sie ist jedoch nichts weniger als lautlos; aus der großen Masse tönt unausgesetzt ein scharfes, kalbartiges Klöken, welches von den in aufgerichteter Stellung ruhenden Tieren ausgestoßen wird.

Die Seelöwen gehören zu der Familie der Ohrenrobber, die sich durch das Vorhandensein freier Ohrmuskeln von der großen Ordnung der Robben, den Seehunden und den Walrossen, unterscheidet. Bei der Vergleichung mit dem Seehunde ist es vorzüglich der abweichende Bau der Führe, der auch dem Laien auffällt. Die Vorderfüße bilden große dreieckige Flossen. Die Tiere können ihre Hinterfüße nach aller Richtungen frei bewegen, beim Ruhen werden sie unter den Leib geschlagen und beim Erstattern der Uferfelsen als praktisches Werkzeug auf das ausgiebigste in jeder Weise verwendet. Der Hals ragt weit zwischen den Schultern hervor und erscheint, wenn er ausgestreckt, schlant und sehr bewegungsfähig. In der Ruhe zieht das Tier ihn dicht an die Schultern, wodurch die Halswirbelsäule eine schwanenartige Form annimmt, die sich jedoch in den zusammengezogenen Spedmassen verbirgt.

Das Ohr, von dem die Familie ihren Namen trägt, bildet eine kleine walzenförmige Lüte; die Mänder, der innere und der äußere, liegen dicht aufeinander und werden beim Tauchen wasserdicht geschlossen. Es ist ungewöhnlich klein, mißt bei einem zwei Meter langen Tiere nur drei Zentimeter. Schöne, große Augen zieren den Kopf, und ein mächtiger, drollig aussehender Schnurrbart aus dicken Borsten schmückt die Oberlippe, unter der sich ein gefahr- drohendes Raubtiergebiß birgt. Der Bart gibt dem Tiere oft ein lustiges, unternehmendes, oft aber auch gar wehmütiges Aussehen. Die tollen Sprünge und das groteske Gesicht drängen den Vergleich mit dem Clown geradezu auf.

Gewöhnlich lebt eine größere, nach Hunderten zählende Gesellschaft, die aus einzelnen Familien besteht, nachbarlich beieinander. Der Familienvater, das große, alte Männchen, hält mit Strenge darauf, daß ihm nicht fremde Eindringlinge seine Familienruhe und sein Fischergelände beeinträchtigen. Wie ein Sultan lebt er unter seinen Frauen und Kindern, und der von ihm gewählte Wohnsitz bildet den Harem, in welchem eine Anzahl Sultaninnen sich ihres Daseins freuen.

Ihre Nahrung besteht aus Krebsen, Fischen, Muscheltieren und Wasservögeln. Besonders der Pinguine und Möwen bemächtigen sie sich leicht, so unwahrscheinlich dies auch scheint. Sie erscheinen vorsichtig an einer Stelle des Wassers, strecken aber nur die Nasenspitze heraus, und reizen, durch eine geschickte Bewegung der Schnurrhaare das Wasser kräuselnd, die Begehrlichkeit der fliegenden Möwen. Diese werfen sich in der Hoffnung, eine angenehme Beute erhaschen zu können, mit Macht herab, um sich ihrer zu bemächtigen — einen Augenblick später fühlen sie die Zähne des Listigen; sie sind ergriffen, werden unter das Wasser gezogen und verspeist. Neben der nicht unbedeutenden Menge von Nahrung, die die Seelöwen täglich zu sich nehmen, halten sie es für nötig, eine Anzahl Steinchen — bis zu einem Pfund — zwischen durch zu schluden. Auch sie wollen zum Fleisch ein Kompott, das ihnen wohl zur Verdauung hilft.

Ist der Frühling ins Land gekommen, so treten unsere unternehmungslustigen Helden die Brautfahrt nach den Sammelplätzen auf einsamen Inseln an. Die Männchen eröffnen den Zug; von allen Seiten ziehen ganze Scharen den traulichen Plätzen zu. Hier bewegen sie sich scheu oder gleichgültig gegeneinander, bis die Weibchen mehrere Tage nach ihnen ankommen, und da diese mit den jüngeren Tieren die größere Menge ausmachen, beleben sie die Inseln sehr rasch. Es handelt sich für die Männchen darum, aus der Zahl der Zugereisten ihren Hausstand zu erweitern und zu diesem Zweck neue Familienverbindungen anzuknüpfen. Hierin kreuzen sich aber die Pläne und Absichten der Männchen oft in der störendsten Weise. Da muß jeder sein Recht selbst suchen. Die Auseinandersetzungen nehmen einen äußerst stürmischen Charakter an; das Faustrecht steht in vollster Blüte, und tagelange blutige Kämpfe werden unter betäubendem Gebrüll, das selbst die stärkste Brandung übertönt, von den erregten Tieren um die Herrschaft über die Herden der Weibchen geführt.

In den folgenden vier Monaten — solange dauert der Aufenthalt in den Sammelplätzen — entwickelt sich das wohlige Familienleben. Die Jungen sind zur Welt gekommen — jede Mutter hat eines, höchstens zwei —, und die Eltern sind nun gemeinschaftlich um die Aufsicht bemüht; einträchtlich bewacht und belehrt man sie. Die Kleinen, schwarzen Gefellen müssen lernen auf dem Sande und auf dem Schlamm zu kriechen, Kollsteine zu überwinden und Felsen zu erklimmen — immer sind die Alten zur Hand, um ihre Jungen vor Fall und Mißgeschick zu hüten. Besondere Ueberwindung kostet es die Kleinen, sich mit dem Wasser bekannt zu machen. Die Mutter nimmt ihr Kind auf den Rücken, schwimmt ins Meer und wirft das Kleine dort durch eine Drehung ihres Körpers ab, so daß sie notgedrungen schwimmen müssen. Am Ende des Sommeraufenthaltes, wenn die Rückreise in die engere Heimat angetreten wird, sind dann die Jungen vollauf befähigt, die Reise mitzumachen.

Dr. Langrebe.